



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz (Max Allihn): Herrenmenschen. 14. Er soll dein Herr sein

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Diese dienen einer höhern Kunst als bloß verzierende Hilfsmittel, und der Vergleich müßte sich auf jene beziehen; es ist natürlich keine andre als die Architektur. Diese ist denn auch in der That bei Nägeli schon in diesem Sinne angeführt; der Vergleich der Tonkunst mit ihr war früher überhaupt beliebt und ist mit Unrecht in Mißkredit gekommen. Aufgabe einer zukünftigen Musikästhetik wird es sein, die Affektenlehre mit der formalistischen in richtiger Weise zu verbinden.

Karl Aef



Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (May Allihn)

14. Er soll dein Herr sein



antchen machte eine sorgenvolle Miene, Tantchen war in lebhafter Unruhe, Tantchen rang, wenn sie allein war, die Hände. An jenem bösen Schacktarptage und in der Nacht darauf hatte sie nicht mit den Augen gezuckt und die Pein der Ungewißheit mit Heldenmut ertragen. Sie war ganz still in ihre Kammer gegangen und hatte da das Vertrauen zu ihrem himmlischen Vater, ohne den kein Sperling vom Dache fällt, und der einen Menschen wie den Doktor nicht mir nichts dir nichts ertrinken läßt, wiedergewonnen. Sie hatte Wolf, der mit großen Augen und geballten Fäusten umherging und Gropppoff für alles Unglück verantwortlich machte, beschwichtigt, hatte dafür gesorgt, daß der Herr Kandidat zur rechten Zeit seinen Kaffee kriegte, und daß Schwächting, der selbst die Nachricht von dem Unglück gebracht hatte, trockne Strümpfe anzog, und war dann zu Gropppoff gegangen, um sich zu erkundigen, was man zur Rettung des Doktors und der Fischer getan habe. Tantchen konnte auch zu Gropppoff gehn, denn sie hatte keinen Feind, auch Gropppoff war kein Feind von ihr. Der Herr Amtshauptmann war sehr kühl gewesen und hatte die ganze Sache als Bagatelle angesehen. Es seien schon oft Fischer mit dem Eise abgeschwommen, aber es sei noch nie ein Unglück passiert. Auch werde schon ein Boot aus dem Eise gehauen, um sie wieder hereinzuholen. — Aber es sei doch Nebel, und das Eis sei morsch, hatte Tantchen eingewandt. — Das mache nichts.

Als Tantchen das Amt verließ, war sie auf Eva getroffen, die reisefertig damit beschäftigt war, ein Pferd vor den Jagdwagen ihres Vaters zu spannen.

Eva! hatte Tantchen gerufen, wo willst du hin?

Am Strande herum nach Raster Ort. Dort muß die Scholle antreiben, und dort muß ihm ein Zeichen gegeben werden.

Aber du kannst doch nicht allein fahren!

Wer soll mir etwas tun? hatte Eva mit sorglosem Stolze geantwortet.

Nein nein, hatte Tantchen erwidert, das geht nicht. Schwächting, tun Sie mir die Liebe und fahren Sie mit.

Und so war Schwächting mitgefahren.

Am andern Morgen war der Doktor, zwar etwas übernächtigt und in einem Anzuge, dem man die Eis- und die Landpartie ansah, aber vergnügt und zufrieden angekommen, als habe es sich um einen etwas lang geratenen Jagdausflug gehandelt. Dann hatte er sich ein paar Stunden niedergelegt, und am Nachmittag sah Eva vom Pferde aus durchs Fenster. Sie war sorgfältiger gekleidet als sonst und sah prachtvoll aus, fest und siegesgewiß wie sonst, aber freundiger und glücklicher als sonst. Der Doktor eilte hinaus, hob sie vom Pferde und führte sie wie eine Prinzessin ins Haus.

Kind, rief Tantchen, indem sie sich geistig in ein mütterliches Alter versetzte, was habt ihr miteinander? was ist zwischen euch geschehen?

Eva fiel der Tante stürmisch um den Hals und rief: Tantchen, er ist mein!

Daß sich Gott erbarme! sagte Tantchen statt der Antwort.

Darauf faßte Eva den Doktor an der Hand und trat mit etwas spöttischer Feierlichkeit vor Tantchen, kniete auf eine dastehende Fußbank nieder und sagte: Wir bitten um den tantlichen Segen.

Kind! Kind! rief Tantchen entsetzt, versündige dich nicht. Wie willst du das Glück finden, ohne Gottes Segen demütig zu erbitten?

Eva sprang auf, küßte ihren Doktor, küßte ihr Tantchen und war in ihrem strahlenden Glücke hinreißend schön und unwiderstehlich lebenswürdig.

Auf jedem jungen Mädchenleben liegt es in der Zeit, in der die Frage, wer der Erwählte sein werde, noch nicht gelöst ist, wie ein Schleier, der die Gestalt umhüllt und die freie Bewegung hemmt. Ist die Wahl getroffen, und der Schleier gefallen, so kommt der eigentliche Mensch zum Vorschein; das Menschenkind, das die große Frage ans Schicksal im Rücken hat, tut die Augen auf und wird froh und sicher. Was wollt ihr? fragen ihre stolzen Blicke, ich habe den Meinen, ich habe Zweck und Beruf in der Welt. — Und so sah man es Eva, die übrigens besagten Schleier mit ziemlicher Freiheit getragen hatte, an, daß sie ihres Doktors und ihrer Zukunft sicher war; sie war freier und größer geworden. Prinzesschen war sie gewesen, nun war sie Prinzessin geworden.

Aber die Tante ließ sich durch die blanken Augen und den plaudernden roten Mund nicht täuschen. Sie hatte dieses Ende seit langem kommen sehen, sie hatte es gefürchtet, aber doch nicht gewagt, dagegen zu arbeiten. Was sollte nun werden? Daß Gropppoff durch die Verlobung seiner Tochter mit dem Doktor nicht erfreut sein, und daß er seine Pläne mit dem Baron Bordeaux, die durch diese Verlobung durchkreuzt wurden, nicht aufgeben werde, stand fest. Er mußte doch dadurch, daß seine Eva gerade diesen Doktor, seinen Feind, gewählt hatte, tief verletzt sein, und er, Gropppoff, war nicht der Mann dazu, sich fremden Wünschen zu beugen. Man konnte darauf rechnen, daß zu den vielen Schwierigkeiten, mit denen man in Tapnicken zu kämpfen hatte, durch die Verlobung neue hinzukommen würden. Aber das war es dennoch nicht, was sie in „Zustände“ versetzte, sondern die Sorge um den Doktor und Eva. Lieber Gott, die Eva! Ein Prachtkind, eine Kreatur, über die sich der liebe Gott selber freuen mußte, ein Juwel, aber viel zu spröde, als daß sie sich hätte fassen lassen können. Die Eva heiraten und hoffen, mit ihr glücklich zu werden, wer konnte das wagen? Tantchen schüttelte sorgenvoll das Haupt. Und Heinz! Sie hätte ihm das Beste in der Welt gewünscht und darum eine andre Frau als Eva. Eins stand ihr fest, wenn das Geschehene auch nicht ungeschehen gemacht werden konnte, die Verlobung mußte vorerst streng geheim gehalten werden. Eva und Heinz mußten es versprechen, sich so zu betragen, daß niemand merken konnte, was geschehen war. Sie durften sich nicht öfter treffen als bisher, und insonderheit mußte Eva geloben, wöchentlich nur einmal zum Schloßchen zu kommen, was denn, wenn auch widerwillig, geschah.

Später fanden die beiden Beteiligten, daß diese heimlichen Zusammenkünfte ihren besondern Reiz hatten, und daß es eine belustigende Sache war, vor der Welt ehrbar und fremd nebeneinander herzuzugehn und im Herzen ein süßes Geheimnis zu tragen. Eva freute sich, daß sie ihren gestrengen Herrn Vater und den dicken Baron, der sich immer noch um sie bemühte und von Zeit zu Zeit mit seinem Töff-Töff ankam, überlistet hatte, und Heinz genoß die schöne Zeit seiner jungen Liebe mit um so vollern Zügen, als ihm der Becher nur selten gereicht wurde. Sein ganzes Herz schlug seiner Eva entgegen, wenn sie ihm im Walde auf ihrem „Walküregaul“ entgegentrabte, oder wenn sie unter Tantchens Aufsicht im Triumphstuhl des Salons lag und ihm Audienz gewährte, oder wenn sie auf seinen Knien saß und ihm Bart und Stirnlocke zaufte.

Und doch war sein Himmel nicht ganz wolkenlos. Es war etwas dabei, was ihm fast unbewußt ein gewisses Mißbehagen verursachte, gleich einem leichten Mißton in einem schönen Konzert, etwas, was ihn zwang, zu denken, statt sich einem vollen, nicht reflektierenden Glücke hinzugeben. „Jetzt bist du mein,“ hatte sie am Strande gerufen, als sie sich mit ihm verlobte. Sie sich mit ihm! Er hätte das Wort längst wieder vergessen, wenn nicht ab und zu etwas daran angeklungen hätte, und wenn ihn Eva nicht wirklich manchmal behandelt hätte, als wenn er ihr Eigentum wäre. Sie hatte ihn gerufen und geschickt, gut und schlecht behandelt, als ob sie die Prinzessin und er ein begünstigter Ritter, und als ob ein Verlöbniß statt einer zweiseitigen eine einseitige Sache wäre. War das wohl das richtige Verhältnis, wenn sich die Braut den Bräutigam nimmt und sagt: So, jetzt bist du mein? Hatte er selbst nicht mindestens dasselbe Recht? Durfte ein Mädchen, auch ein solches, das von freiem Geiße und herrischem Willen ist, sich ihren Mann nehmen und sagen: Jetzt bist du mein? — Er hatte früher die Gleichberechtigung des Frauenwillens neben dem des Mannes mit großer Freude als eine Forderung moderner Kultur, als einen Ausdruck seines philosophischen Denkens vertreten. Er hatte dienende, gehorchende, schüchterne Frauen für Wesen niedriger Gattung angesehen, die des Mannes, wie er sein soll, des Herrenmenschen, nicht würdig seien; aber ist das Verhältnis nicht noch unwürdiger, wenn die Frau sich herausnimmt, der Herrenmensch zu sein, und der Mann duckt und sich gefallen läßt? Der wohlverdiente Spott der Jahrhunderte richtet sich gegen den weibischen Mann. Ist es denn denkbar, daß zwei Willen, die ihren Antrieb nur in sich selbst finden, ein ganzes Leben lang nebeneinander herlaufen, ohne zu kollidieren? Es wäre ein Kunststück, größer als das der zwei Uhren Karls des Fünften. Wenn aber nicht, was dann?

Es ist merkwürdig, wie die Dinge ihre Gestalt verändern, je nachdem man sie von fern oder so nahe betrachtet, daß man ihre Wirkung am eignen Leibe spürt. Über ferne Dinge kann man sehr klug reden, gegen so nahe und wirksame Dinge hilft papierne Weisheit nichts.

Dies alles stellte sich dem Doktor nicht als ein Unglück oder als einen Zweifel an der Zukunft dar, sondern als ein leichtes Hemmnis, das durch die Zeit, durch das Zusammenleben und durch die Liebe überwunden werden mußte. Durch die Liebe? Hm! Was ist eigentlich Liebe? Und welchen Wert hat sie gegenüber dem wissenschaftlichen Axiom, und welche Kraft hat sie gegenüber dem souveränen Eigenwillen?

Es gibt zwei Formen des menschlichen Lebenslaufs. Nach der einen beginnt man mit Zucke, und der ganze Himmel hängt voll Geigen. Aber dann kommt man auf den absteigenden Ast, und es geht durch das ganze Leben langsam aber sicher bergab. So wie eine Rakete, die zischend aufsteigt und in verlöschenden Funken langsam zur Erde zurückkehrt. Der andre Lebenslauf hat keinen glänzenden Aufschwung. Es geht langsam bergauf, jedoch so, daß mit jeder Wegwendung die Aussicht freier wird, und daß die Hoffnung lebendig bleibt, das Schönere liege noch vorn. Dem Doktor schien die erste Form für seinen Lebenslauf nicht beschieden zu sein. Seine Rakete wollte nicht glatt steigen. Zu der Zeit seines Brautstandes hing ihm der Himmel nicht voll Geigen, vielmehr folgte ein Verdruß dem andern.

Eine heruntergekommene Wirtschaft zu heben ist, wenn man nicht in einen großen Geldbeutel greifen kann, eine mühsame Sache, besonders wenn einem von allen Seiten Steine in den Weg geworfen werden, und wenn man mit so heillosen Schlendrian und so alteingewurzelten Vorurteilen zu kämpfen hat, wie dem Doktor mit seinen Litauern zu tun oblag. Vor der Drillmaschine, „dem roten Satan,“ fürchteten sich nicht allein die Pferde, sondern auch die Knechte. Es war nicht möglich, einen von ihnen dazu zu bringen, daß er die Maschine bediente; und so mußte der Doktor, wenn der Inspektor anderweit zu tun hatte, den ganzen Tag hinter der Maschine gehn, was eine zwar gesunde, aber anstrengende und keineswegs geistvolle Tätigkeit war. Wozu tue ich das? sagte der Doktor zu sich, wenn

ihm Kreuz und Peine schmerzten, wozu tue ich diese Knechtsarbeit? Warum kündige ich nicht mein Kapital und gehe davon? Mag Mary sehen, wie sie sich herauswickelt. Ich bin doch ihr Vormund nicht. Ich baue mir irgendwo mein Nest, rufe meine Eva und bin aus aller Not. Statt dessen mühe ich mich um eine hoffnungslose Aufgabe und habe das Vergnügen, mich mit dem alten Querkopf um seine Tochter herumbalgen zu müssen. So sagte Ramborn wohl manchesmal zu sich, aber er wußte auch ganz genau, daß er nicht tun werde, daß er nicht tun könne, was er sagte. Warum nicht? Ja, wer darauf hätte Antwort geben können.

Der Prozeß gegen Heinemann oder, richtiger gesagt, gegen dessen Deckmann, einen Winkeladvokaten in N., an den Heinemann seine Forderung abgetreten hatte, war in erster Instanz verloren gegangen. Der Richter hatte, da das Original des Kontrakts fehlte, bloß auf Grund der Photographie nicht die Überzeugung gewinnen können, daß zweifellos eine Fälschung vorliege, und hatte mit Bedauern gegen Frau Van Teren entscheiden müssen. Der Kerl sei zweifellos ein Galunke, hatte er gesagt, aber es sei, so lange der Kontrakt fehle, nichts zu machen. Natürlich legte der Doktor sogleich Berufung ein, aber es war wenig Hoffnung vorhanden, in zweiter Instanz zu gewinnen, wenn es inzwischen nicht gelänge, neues Beweismaterial zu finden.

Von Mary war aus Cannes ein Brief eingelaufen, worin sie meldete, daß sie glücklich angelangt sei, aber schwerlich in Cannes bleiben werde. Von da an hatte sie monatelang geschwiegen. Es war unbegreiflich, warum sie nicht schrieb. Man hatte in Cannes angefragt und die Antwort erhalten, die russischen Herrschaften und Frau Van Teren seien mit dem Dampfschiff abgereist, man wisse aber nicht, wohin. So mußte man sich also in Geduld fassen. Nun lief gerade in dieser Zeit ein Brief aus Brindisi ein, der nichts weiter enthielt als Blumen für Wolf und tausend Grüße für alle Lieben. Das war nun zwar ein Lebenszeichen, aber für die Witzebegierde der Lieben waren die tausend Grüße doch etwas wenig.

Der Brief lag noch auf dem Tische, da ließ sich ein Herr Assessor melden, in dessen Begleitung ein anderer Herr war, dessen Erscheinen in der Küche Sensation hervorrief. Der Herr Assessor sah aus wie ein junger Greis. Er hatte dünne, rötliche Haare auf dem Kopfe, die Andeutung eines Juristenbartes im Gesicht und machte nicht gerade einen überwältigenden Eindruck; und der andre, ein großer und breiter Mann, der mit einem Gemisch von Furcht und Frechheit breitbeinig unter der Tür stehn geblieben war, war kein anderer als unser alter Freund Heinemann. Der Herr Assessor trat fleißbeinig und mit vorwärts gezogenen Schultern, wie es der vornehme junge Mann vom Kavallerieoffizier zu lernen pflegt, näher, stellte sich ordnungsmäßig vor und präsentierte ein Aktenstück, demzufolge laut Versäumnisurteil vom soundsobielten und nach Paragraph Soundsjo der Zivilprozeßordnung erkannt war, daß das preußische Schloßchen in Verwaltung zu nehmen sei, da die Besitzerin verschollen und Gefahr vorhanden sei, daß bei Verkauf oder Abtretung des Gutes Personen, die Forderungen an die Besitzerin hätten (nämlich bewußte 10000 Mark), um ihr Recht kommen könnten. Das Gericht habe ihn, den Assessor, beauftragt, ein Inventar aufzunehmen, und habe einen tüchtigen Landwirt, der über die hiesigen Verhältnisse unterrichtet sei, als Verwalter bestellt — Herrn Heinemann. Demselben seien täglich zehn Mark zu zahlen.

Der Doktor hörte die Auseinandersetzung mit steigendem Erstaunen an. Darauf griff er nach der Hundepeitsche, die neben der Tür am Nagel hing, und sagte: Sie erlauben wohl, daß ich abgekürztes Verfahren einschlage. Damit ging er, die Peitsche erhebend, auf die Tür zu. Der Herr Assessor erschrak, wich zurück, wurde bleich und rief, das Aktenstück in gestreckten Armen vor sich haltend: Ich muß doch sehr bitten — Sie werden doch nicht so weit gehn! Aber Heinemann verschwand schleunigst spurlos.

Bitte um Entschuldigung, sagte der Doktor, die Peitsche wieder aufhängend, wenn ich Sie erschreckt haben sollte, aber mit diesem Menschen verkehre ich nur

noch per Hundeweitsche. Und einen solchen Lumpen, Betrüger und Mordbrenner, den man vom Flecke weg verhaften sollte, hat die Weisheit des Gerichts ersehen, um dieses Gut, das das Gericht nichts angeht, zugrunde zu richten? Wollen Sie die Gefälligkeit haben, zu sagen, an wen wir uns mit Ersatzansprüchen zu halten haben bei dem Schaden, den der Mensch unzweifelhaft anrichten wird?

Der Herr Assessor wußte nicht Auskunft zu geben, hatte auch nicht die Aufgabe, das Urteil des Gerichts zu vertreten. Nachdem aber einmal Frau Van Teren unter Hinterlassung von Schulden verschollen sei —

Frau Van Teren ist durchaus nicht verschollen, erwiderte der Doktor. Hier liegen ihre neuesten Briefe. Sie hat nur die Caprice, infognito eine Auslandsreise zu machen. Sie weigert sich auch durchaus nicht, ihren Verpflichtungen nachzukommen, wenn diese rechtlich begründet sind. Aber sie denkt nicht daran, sich durch diesen Heinemann betrügen und berauben zu lassen. Wir erheben formellen Widerspruch gegen den Versuch des Gerichts, uns in der freien Disposition unser Eigentums stören zu wollen. Wie kommt das übrigens, daß man uns verurteilt, ohne uns zuvor gehört zu haben?

Der Herr Assessor blätterte in seinen Akten und wies eine vom Doktor unterschriebene Empfangsbescheinigung für eine Vorladung vor. Ramborn bestritt trotzdem, eine Vorladung erhalten zu haben. Er erinnerte sich, eine Empfangsbescheinigung ausgestellt zu haben, aber der Umschlag hatte nichts weiter als eine Kostenberechnung enthalten.

Unbegreiflich! sagte der Herr Assessor, dessen Sicherheit anfangs ins Schwanken zu geraten. Dem Doktor war die Sache weniger unbegreiflich, indem er sich erinnerte, welche Briefunterschlagungen schon in Tapnicken vorgekommen seien. Sie sehen also, Herr Assessor, sagte er, hier ist ein Punkt, der erst aufgeklärt werden muß, ehe ich mich auf etwas weiteres einlassen kann. Damit erhob er sich, und der Herr Assessor fühlte das Peinliche seiner Lage. Sollte er unverrichteter Sache wieder abziehen? Er stellte dem Doktor vor, daß er von seiner vorgelegten Behörde hergesandt sei, ein Inventar aufzustellen. Ob ihm der Herr Doktor nicht gestatten wolle, dies zu tun. Der Doktor entgegnete, wenn dem Herrn Assessor daran gelegen sei, so wolle er ihm nicht im Wege stehen.

Darauf kroch der Herr Assessor ein paar Stunden in den Ställen herum, fragte Knechte und Mägde um Rat und brachte ein Protokoll zustande, worin keine Schiebkarre fehlte, aber alle Zahlen falsch waren. Dieses präsentierte er dem Doktor zur Unterschrift. Der Doktor lachte und erklärte, daß es ihm nicht einfallen, irgend etwas zu unterschreiben. Ob er wenigstens nicht zu Protokoll erklären wolle, daß er seine Unterschrift verweigere. Damit war der Doktor einverstanden, und der Herr Assessor zog nach einer wenig ruhmvollen Kampagne ab.

Aber Heinemann blieb da, forderte täglich durch irgendeinen Boten, wiewohl gänzlich vergeblich, seinen Gehalt, trieb sich in der Nähe des Hofes umher, zeigte jedermann seine Bestallung als gerichtlicher Verwalter und legte auf Grund desselben, wo er nur konnte, einen Borg an.

Der Doktor begab sich zu Gropppoff; er fand ihn majestätischer als je und leutseliger, als er erwartet hatte. Er selbst hatte ja Ewas wegen allen Grund, mit Hoheit säuberlich zu verfahren, und so kam man gut miteinander aus. Der Doktor fiellte das Verlangen, daß Heinemann, der wegen Verdachts von Brandstiftung gefangen gesetzt und ausgebrochen sei, wieder in Haft genommen werde, und Gropppoff versprach, die Sache sogleich dem Staatsanwalt zu melden.

Jeder, der im schriftlichen Verkehr mit Behörden Bescheid weiß, weiß auch, daß ein geschickter Bericht die Antwort möglichst wörtlich enthalten muß. Gropppoff berichtete also, daß gegen Heinemann der Verdacht geäußert worden sei, daß er am soundsvielten die Alete auf dem preussischen Schloßchen angezündet habe. Dieser Verdacht habe indessen keine feste Begründung, er habe sich auch inzwischen nicht verdichtet. Auch habe Heinemann in Tapnicken als gerichtlicher bestellter Ver-

walter des genannten Schloßchens festen Wohnsitz. Ob derselbe in Haft genommen werden solle? Darauf lief natürlich die Antwort ein: Von einer Verhaftung sei Abstand zu nehmen, vielmehr sei zu berichten . . . und so weiter.

Von dieser Verhandlung erhielt Heinemann Kenntnis, und nun stieg seine Frechheit ins Abenteuerliche. Er prophezeite dem Doktor das Zuchthaus, verhetzte die Arbeiter, konspirierte mit den Mägden, vermied aber den Wirkungsbereich der Hundepetische auf das sorgfältigste. Zugleich lief eine Klage Heinemanns gegen den Doktor auf Zahlung seiner zehn Mark Diäten ein.

Das waren also vier Prozesse, die der Doktor zugleich auf dem Halse hatte. Es gibt Leute, denen ein Prozeß ein gewisses dramatisches Vergnügen gewährt. Sie spielen ihn wie ein Kartenspiel. Dem Doktor war das Prozessieren höchst unangenehm. Er empfand diese Klagen und Klagebeantwortungen, diese Vorladungen und Vernehmungen als eine widerrechtliche Beschränkung seiner Selbstbestimmung, ja als Feindseligkeiten, die ihm von einer gewissen bekannten Seite aus erwiesen wurden. Um seinem Herzen Luft zu machen, besuchte er Schwächting. Er komme sich vor, sagte er, wie eine Fliege, die in ein Spinnennetz geflogen sei. Er bemühe sich, sich los zu machen, aber bei jeder Bewegung lege sich ihm eine neue Schlinge um die Flügel. Und dagegen erlahme zuletzt auch die rüstigste Kraft. Und an dem allen sei dieser Tyrann Gropppoff schuld, dessen Absicht, ihn wegzudrängen und das Schloßchen zu ruinieren, offen zutage liege.

Schwächting hatte aufmerksam zugehört und dabei die Rauchringe betrachtet, die von seiner Zigarre aufstiegen. Doktor, sagte er, Ihre Geschichte kommt mir vor wie ein Ibsensches Drama, von dem man noch im dritten Akte nicht weiß, ob es ein Lustspiel oder ein Trauerspiel werden will. — Sagen Sie mal, ließe sich da nicht eine Fortsetzung von Schillers Taucher malen oder dichten? Der Jüngling ist auch das zweitemal mit dem Becher in seiner Linken ans Land gekommen. Da steht er nun mit seinem blendenden Nacken und seiner rotgestreiften Badehose, und des Königs Tochter, die eine gewisse Mütze mit Adlerfedern auf dem Kopfe trägt, hat sich mutig eingekniet, und so treten sie vor und bitten um etwas Krone. Aber dem König paßt dies gar nicht. Er reißt seine Krone vom Haupte und wirft sie dem Jüngling an den Kopf. Sehen Sie, Doktor, das kann nun je nachdem ein Lustspiel oder ein Trauerspiel werden. Ein Trauerspiel, wenn der König dem Jüngling mit seiner Krone ein Loch in den Kopf schmeißt, und ein Lustspiel, wenn der Jüngling die Krone auffängt und sie sich selber auf den Kopf setzt oder sie mit einer eleganten Handbewegung zurückreicht. Was will dann der Vater machen? Er muß sein Wort halten. Aber freilich hat jetzt der Jüngling zum Fangen nur eine Hand frei.

Der Doktor hatte mit Verwunderung zugehört und den Sinn der Geschichte einigermaßen verstanden. Was wollen Sie damit sagen? rief er. Woher wissen Sie . . . ?

Doktor, sagte Schwächting behaglich schmunzelnd, man ist doch nicht blind. Man hat doch in einer gewissen Nacht nicht weit davon gestanden, wo ein gewisser Schiffbrüchtiger einer gewissen jungen Dame seine Rettung dankte.

Hier schwindelte jedoch Schwächting. Er hatte in jener Nacht gar nichts gemerkt, sondern Tantechen hatte ihn in ihrer Seelenangst ins Vertrauen gezogen. Und er hatte in längern Unterredungen Tantechen das Herz gestärkt mit der Versicherung, es werde alles gut gehn. Der Doktor und Eva seien alle beide zu verständigen Menschenkinder, als daß sie sich nicht schließlich zurechtfinden sollten. Und sie seien doch im Grunde wie füreinander geschaffen.

Der Doktor also gestand seine Verlobung ein, und Schwächting brachte seine Glückwünsche an. Und dem Doktor war es nicht unwillkommen, einen Vertrauten zu haben, mit dem er reden konnte, ohne mit Seufzen und Kopfschütteln bedacht zu werden. Er nahm also die Glückwünsche dankbar an, und beide einigten sich über die Moral der Geschichte: Gleichviel, ob ein Lust- oder ein Trauerspiel daraus

werde, werfen lassen dürfe man sich keinesfalls. Woran Schwechting noch die nicht ganz neuen Wahrheiten anknüpfte: Recht müsse doch Recht bleiben, und ein Krug gehe so lange zu Wasser, bis er breche.

Nun bildete sich ein aus zwei Personen bestehender Verein, der füglich den Namen „Verein Eva“ hätte führen können. Denn von Eva war in den Sitzungen des Vereins fast allein die Rede. Der Doktor wurde nicht müde, das Lob seiner Eva zu singen, und zwar dann am lautesten, wenn aus der Tiefe seiner Seele leichte Gedankenranken aufwuchsen, die die Neigung hatten, die Gestalt von Fragezeichen anzunehmen.

Schwechting hörte geduldig und andächtig zu, zuletzt aber sagte er: Doktor, das ist alles ganz richtig, was Sie sagen. Es ist ein Prachtmädel. Es ist Klasse darin, und es ist eine gesunde Natur, nicht so baumlig wie unsre jungen Mädchen in der Stadt. Und ich hoffe auch, daß sie noch einmal gut wird, wenn die richtige Hand über sie kommt. Aber jetzt kommt sie mir vor wie ungebrochener Hans, daraus kann man keinen Faden spinnen. Wenn sie etwas mehr von der Art von Tantchen hätte! setzte er nachdenklich und mit verklärtem Lächeln hinzu.

Nicht doch, erwiderte Ramborn, gerade so wie sie ist, ist sie mir lieb. Ich bin kein Ehegeist, ich will kein Weib haben, das die Stellung einer höhern Dienerin einnimmt. Frei will ich den Mann, frei auch die Frau. Auf derselben Höhe sollen sie stehn als Herren ihres Willens.

So sagte der Doktor, und er glaubte auch, daß es seine wirkliche Überzeugung sei.

Doktor, erwiderte Schwechting kopfschüttelnd, der Mann sei des Weibes Haupt. Und das ist ganz gut, denn in des Weibes Haupt sieht es manchmal etwas kurios aus. Krauses Haar, krauser Sinn.

Ramborn zuckte geringschätzig die Achseln.

Na na na! meinte Schwechting. Hier liegt eine alte Weisheit, die ihr Modernen nicht werdet aus der Welt schaffen können.

Bald kam noch ein Wissender hinzu. Wolf trat unerwartet ins Zimmer, als Heinz und Eva eine zärtliche Gruppe bildeten, und blieb mit großen Augen in der Tür stehn.

Komm nur herein, Junge, rief der Doktor, ohne seine Eva freizugeben. Freust du dich nicht, daß du eine neue Tante kriegst? Und noch dazu die Eva?

Wolf erwiderte kein Wort und machte eine verstockte Miene.

Komm her, Wolf, sagte Eva.

Wolf kam nicht.

Darauf fing Eva sich ihn ein und hielt ihn mit ihren kräftigen Armen fest. Nun beichte, sagte sie, was hast du gegen mich?

Wolf besann sich. Du sollst mit den Mädels Froschkönigin spielen, aber du bist keine Frau für meinen Onkel Heinz.

Was fehlt mir denn dazu? fragte Eva belustigt und in dem Bewußtsein ihrer sieghaften Frauenschönheit.

Wolf weigerte die Antwort, und dann sagte er leise: Du bist gar keine Frau, du bist eine Wildklage.

O o! Wolf! wer wird gesittete Menschen Wildklagen nennen! rief Eva. Und was wärest denn du?

Ich? sagte Wolf — ich bin ein armer Wolf, der keinen Menschen hat. Nur Onkel Heinz und Tantchen. Und Tantchen sagt —

Hier sprang der Doktor dazwischen und entzog Wolf das Wort.

Nein, ich will dir sagen, was du bist, sagte Eva, du bist eifersüchtig.

Eifersüchtig? Was ist das?

Das ist etwas ganz Schlechtes, entgegnete der Doktor. Gleich sei artig und gib der Tante Eva einen Kuß.

Wie schön sah der Junge in seiner Erregung und in seinem Trotz aus! Eva aber würde ihren Kuß schwerlich gekriegt haben, wenn sie Wolf nicht gebändigt, und wenn sie sich ihren Kuß nicht geraubt hätte.

Wolf zog ab, besiegt und beschämt, und Eva sah aus — wie eine Walküre, dachte der Doktor, die ihren Feind niedergestreckt hat. Auch er konnte nicht ernst bleiben und rief lachend: Würde man nun das, was Wolf widerfahren ist, eine tätliche Beleidigung nennen können? Komm her, Wolf, sie solls nicht wieder tun.

Das macht gar nichts aus, was du sagst, erwiderte Wolf, die tut doch, was sie will.

Und das soll sie auch, sagte Dunkel Heinz stolz. Sie ist mir viel zu schade dazu, Zaum und Zügel zu tragen.

In der Bibel steht geschrieben, sagte Wolf: Und Gott sprach zu Eva: Er soll dein Herr sein.

Das war auch Eva im Paradiese, zu der es Gott sagte, antwortete der Doktor, der gerade nichts Besseres zu sagen wußte, weil er dem Jungen doch nicht klar machen konnte, daß dieser Ausspruch das Produkt einer von der modernen Menschheit längst überwundenen rabbinisch-orientalischen Kultur sei, eine Anschauung, die auf die moderne Frau keine Anwendung finde.

Das ist auch eine Eva, rief Wolf, auf Eva zeigend, womit zwar das Problem nicht gelöst, aber eine prompte Antwort gegeben war.

Unser Denken gleicht nicht selten der Bewegung einer Waage. Die Schalen steigen auf und nieder, bis ein geringes Übergewicht nach der einen oder der andern Seite den „Ausschlag“ gibt. Was sich der Doktor über Frauendienst ganz im stillen gedacht, und was ihm Schwächling darüber laut gesagt hatte, das lag in der einen Waagschale, und in der andern, was die Theorie vom freien Menschenwillen forderte, und was er darüber zu sagen gewohnt war. Das hielt sich ungefähr die Waage und ließ das Zünglein bald nach rechts, bald nach links ausschlagen. Jetzt kam nun Wolfs kindliche These: Er soll dein Herr sein, und: Das ist auch eine Eva, hinzu und drückte die eine Schale nieder. Unser kleiner Prophet, sagte der Doktor nachdenklich, hat uns keine leichte Aufgabe gestellt. Eva, glaubst du, daß es sich von selbst macht: Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag? Es ist ein Kunstwerk der Selbsterziehung. Ich denke an zwei edle Pferde, die nebeneinander laufen, ohne des Zügels zu bedürfen, weil sie immer eine leise Fühlung miteinander haben. So sollen Menschen, die zusammengehören, jederzeit Seelenfühlung miteinander haben, eine ganz leise und doch sichere Fühlung. Dann gehts.

Und doch geht es nur, wenn die Peitsche dahintersteht, sagte Eva.

Freilich, Eva. Und viel Arbeit gehört dazu, bis man sich diese innere Freiheit in der Zusammengehörigkeit erworben hat. Meinst du nicht, daß es Zeit wird, mit dieser Arbeit zu beginnen?

Ach, Heinz, sagte Eva sorglos, sei doch nicht so ein alter Schulmeister!

* * *

Kondrot hatte schwere Sorgen. Jetzt merkte er es, wie schön es gewesen war, alle Monate seinen Gehalt einzustreichen, und wie schwer es war, den Betrag, der ihm nun verloren gegangen war, durch Arbeit einzubringen. Denn nicht überall ist Zeit Geld. In Tapniden war schlechte Zeit. Der Fischreichtum der See hatte merklich nachgelassen. Man hätte sich seine Fischgründe wahrscheinlich schon längst durch Raubwirtschaft verdorben, wenn nicht die Fischereipolizei ein wachsameres Auge gehabt und die Größe der Maschenweite der Netze vorgeschrieben und überwacht hätte. Auf dringende Bitten der fischereitreibenden Bevölkerung hatte nun vor einigen Jahren die Behörde gestattet, bei der sogenannten Kurrenfischerei statt des weitem Garns ein engeres zu verwenden. Diese Erlaubnis war auf fünf Jahre erteilt worden. Da sich jedoch zeigte, daß sich in den engmaschigen Netzen unausgewachsne Zander und andre Edelfische in großen Mengen fingen, so erklärten die Sachverständigen den Versuch für mißlungen, und nach Ablauf der fünf Jahre wurde die Erlaubnis, das engere Garn zu benutzen, zurückgezogen. Dies erregte unter den Fischern großen Unwillen. Denn nun konnten sie mit

ihren weitmaschigen Netzen nicht mehr halb das fangen wie zuvor. Sie hatten vom Kapital gelebt, und nun wollte das Kapital keine Zinsen mehr bringen. Man zürnte heftig und warf all seinen Groll auf die Obrigkeit und deren Ungerechtigkeit, das heißt auf den Amtshauptmann, der übrigens mit dieser Sache überhaupt nichts zu tun hatte. Da man aber gewöhnt war, ihn als den Herrn in allen Dingen anzusehen, so mußte er auch daran schuld sein, daß der Fischereimeister eine ungewöhnliche Strenge anwandte und alles engmaschige Zeug, das er antraf, konfiszierte.

In dieser ungünstigen Zeit begann Kondrot seinen Fischhandel. Er hatte all sein bares Geld und all seinen Kredit daran gewandt, sein Schiff in Stand zu setzen und zu bemannen. Er fuhr mit ihm hinaus auf See und kaufte den Fischern ihren Fang ab, um ihn nach Straußbeck zu fahren, wo die Eisenbahn nahe an die See kam, und ihn nach N. oder Berlin zu verfrachten. Aber dieser Fang war zu klein, als daß er die Speisen hätte tragen können. Wenn man ein Motorboot gehabt hätte, das in wenig Stunden, und ohne Rücksicht auf den Wind zu nehmen, die ganze Fischereiflotte besuchen konnte!

Die Herren Kupfscheller waren natürlich von der neuen Konkurrenz wenig erbaut, sie schimpften in drei Sprachen, drohten mit furchtbarer Rache und rüsteten gleichfalls Kaufboote aus. Und der Fzig, von dessen Verwegenheit wir schon zu berichten Gelegenheit gehabt haben, überwand seine natürliche Abneigung gegen das Wasser, bestieg sein Boot — hast du nicht gesehen —, wurde ein Kapitän, setzte eine Kapitänsmütze auf und schwor sich, er werde den Kondrot übersegeln, daß er müßte verkaufen wie ne Ratte. Auf See gab es nun zwischen den Käufern harte Zusammenstöße — Seeschlachten, sagte der Fzig —, bei denen Kondrot als der friedfertigerere und schlechter ausgerüstete den kürzern zu ziehn pfliegte. Bei einer solchen Gelegenheit wurde sein schweres Boot in einer nebligen Nacht so angerannt, daß der alte morische Kasten in allen Fugen krachte und nur mit Mühe so lange über Wasser gehalten werden konnte, bis man die Nähe der Küste erreicht hatte. Da löste er sich in seine Bestandteile auf, und Kondrot und seine Leute hatten Mühe, das Leben zu retten.

Nun stellte der Amtshauptmann eine Untersuchung an, bei der Kondrot die Stelle des Angeklagten einnahm, und bei der natürlich nichts herauskam. Kondrot wurde der Vorwurf gemacht, daß er die Schifffahrt nicht verstehe und im entscheidenden Augenblick falsch gesteuert habe, und es fehle nicht viel, daß er dem Fzig, der der Täter gewesen war, auch noch eine Entschädigung hätte leisten und dafür Strafe zahlen müssen, daß er mit einem seeuntüchtigen Fahrzeug auf See gegangen sei. Die Folge dieser durch das Seeamt bestätigten Entscheidung war, daß die Versicherungsgesellschaft sich weigerte, die Versicherungssumme auszuführen. Kondrot hätte klagen können, aber Kondrot war arm und hatte auch keinen Mut. Er verdiente also nichts mehr und hatte dabei die für ihn unerfüllbare Verpflichtung auf den Schultern, den alten Leuten im Altenteile ihr Gedinge pünktlich auszuführen. Und zwar das meiste in harter Münze, die jetzt nirgends zu haben war.

Die alten Leute waren von häßlicher und habgieriger Gesinnung. Sie gönnten niemand etwas, am wenigsten dem eignen Schwiegersohne. Sie hatten einen ganzen Strumpf voll Geldstücke, und dieses Geldchen zu bewachen, war neben Essen und Trinken ihre einzige Lebensaufgabe. Der Strumpf lag im Bett, und eins der beiden Alten saß immer darauf wie eine Henne auf ihren Eiern. Als nun Kondrot kein Geld aufstreiben konnte und der Zahlungstermin zum erstenmal vorüberging, ohne daß die Taler auf dem Tische lagen, erhob sich ein großes Gewimmer, und der Alte, der aus Furcht, sein Geldchen könne ihm genommen werden, seit Jahren nicht sein Haus verlassen hatte, kroch aus dem Bett, zog eine zweite Jacke über die erste und stellte sich an die Straße, wo er jeden, der vorüberging, anrief, um ihm seine Not zu klagen. So kam er auch an den Schneider Duankies und damit in die richtigen Hände. Der Schneider versprach, sich der Alten anzunehmen und den Fall dem Amtshauptmann zu melden. Dann folgten lange ge-

heime Verhandlungen, und das Ende war, daß eines Tags eine Klage auf Zahlung des Gedinges einlief. Kondrot mußte aufs Gericht. Dort stellte er in aller Demut seine bedrängte Lage vor. Er wolle die Alten solange ernähren, als er selbst noch etwas habe, aber bar Geld könne er nicht schaffen. Der Richter war ein verständiger Mann und hielt dem Vertreter des Klägers vor, daß er in Gefahr sei, gar nichts zu kriegen, denn ein mit so hohem Ausgedinge belastetes Haus werde niemand kaufen, wenn es Kondrot werde aufgeben müssen. Man möchte sich doch vergleichen. Aber der Vertreter, der uns wohl bekannte Winkeladvokat, bestand auf seinem Schein und setzte einen Zahlungsbefehl durch. Das einzige, was der Richter erreichen konnte, war, daß der Zahlungstermin so weit als möglich hinausgerückt wurde.

Kondrot tat kaum einen Schritt, das Unheil abzuwenden. Er wußte, daß kein Geld im Orte war, da die Fischer kaum das liebe Leben hatten, er wußte auch, daß die, die ihm vielleicht hätten helfen können, es nicht tun würden aus Furcht vor dem Herrn Amtshauptmann. Denn jedermann konnte es ja merken, wessen Hand die „Anfechtungen“ schuf, die über Kondrot kamen. Daß Kondrot die Forstkasse bestohlen habe, glaubte kein Mensch mehr, denn dann hätte Kondrot längst hinter Schloß und Riegel sitzen müssen. Für die Unbeteiligten handelte es sich auch gar nicht um eine Rechtsfrage, sondern um eine Machfrage, nämlich um den hoffnungslosen Kampf eines Kleinen gegen den Zorn eines allgewaltigen Herrn, und das Volk hat von jeher die gemieden, die von den hohen Göttern gezeichnet waren. Kondrot hätte den Doktor um Hilfe bitten können, aber dazu war er zu stolz und zu schüchtern. Er ergab sich mit christlichem Fatalismus in sein Schicksal und trug sein Los als seiner Sünden Strafe. Hatte er einst aus Geiz und Genußsucht seine Seele Gropfopf verschrieben, so hoffte er, seine Schuld abgetragen zu haben, wenn er, den Bettelstab in der Hand, aus seinem Hause auswandern mußte. Nur eins schmerzte ihn, daß er seinen Jurgis nicht mehr auf der Schule erhalten konnte und ihn heimrufen mußte. Jurgis kam denn auch tief verbittert zurück, um zuhause zu warten, bis sich für ihn Verdienst und Unterkommen bieten werde.

Einen Trost gewährten Kondrot die Abende, an denen sich eine kleine Gemeinde in seinem Hause versammelte, um die Schrift zu lesen und auszulegen. Es war der Schulze, der, als Kondrot das Amt des Verkündigers niedergelegt hatte, an seine Stelle hatte treten müssen, und etliche verzweifelte Fischer, in Summa Leute, die mit dem Laufe der Dinge nicht einverstanden waren und das Ende der Welt erwarteten. Man las die Offenbarung Johannis, ein Buch, das in den Köpfen von Leuten, die ihrem Verstand mehr zugemutet hatten, als er tragen konnte, Verwirrung genug angerichtet hat. Zu ihnen kam die Urte Zeit und Jurgis. Alle Sonnabend Abend, wenn der Sabbat angegangen war, versammelte man sich, nachdem man den Sonntagsrock angezogen, das Gesicht gewaschen und die Haare glatt gekämmt hatte. Kondrot saß in seinem Lehnstuhle, der Schulze am Tische bei einer dürftigen Lampe, während der Schein des schwindenden Tages durch die Spalte der Tür hereinleuchtete und dennoch nicht gut machen konnte, was die Lampe versäumte. Und im Kreis herum saßen die Hörer, die Hände gefaltet und die Blicke ins Weite gerichtet.

Der Schulze hatte vor sich die Bibel, hatte die Fäuste eine auf die andre gelegt, das Kinn darauf gestützt und las mit dem Tone tiefer Andacht: Und ich trat an den Sand des Meeres und sahe ein Tier aus dem Meer steigen, das hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Hörnern zehn Kronen und auf seinen Häuptern Namen der Väsferung. Und das Tier, das ich sahe, war gleich einem Pardel. Der Schulze seufzte tief.

Gleich einem Pardel, wiederholte einer der Hörer kopfschüttelnd und seufzte ebenfalls tief.

Der Schulze fuhr fort: Und seine Füße gleich Bärenfüßen, und sein Mund eines Löwen Mund. Und der Drache gab ihm seine Kraft und seinen Stuhl und große Macht. Der Lesef seufzte abermals und sagte: Lasset uns den Geist ernst-

lich anrufen, daß er uns erleuchte. Ich meine aber im Geiste zu reden, wenn ich sage: das Tier — das ist der Amtshauptmann. Er wohnt am Sande des Meers, und er hat eine große Macht, und sein Mund redet Worte der Lästerung.

Man schwieg und erwog den Gedanken, während Jurgis im Hintergrunde kurz aufschrie.

Michelis, sagte der Schulze zu Kondrot, rede du.

Kondrot erwiderte: Bist du gewiß, Johannes, daß dir der Geist Zeugnis gibt? Sollten wir glauben, daß der heilige Prophet vor zweitausend Jahren Lapniden gesehen habe, und daß er Groppoff bezeichnet habe vor tausend andern, die vom Drachen Macht erhalten haben?

Ja, Michelis, erwiderte der Schulze, der Geist gibt Zeugnis, daß Geist Wahrheit sei. Es ist Groppoff. Und die Häupter sind Päsch und Quaukies und Heine-mann und der Postverwalter und der Fischmeister.

Sie schnauben, sie schnauben fürchterlich! sagte die Urte.

Der Schulze fuhr fort: Und ich sahe seiner Häupter eins, als wäre es tödlich wund, und seine tödliche Wunde ward heil, und der ganze Erdboden verwunderte sich des Tieres.

Wieder seufzte die Hörschaft tief und sagte: Es ist Groppoff.

Ja, es ist Groppoff, wiederholte der Schulze. Siehst du nicht, Michelis, der dem Tiere die tödliche Wunde gegeben hat, ist Doktor Ramborn. Aber sie wird heil werden. Wer will gegen seine große Macht bestehn? . . . Und ward ihm gegeben, daß es mit ihm währte zweiundvierzig Monate. — Michelis, zweiundvierzig Monate.

Groppoff ist aber hier seit zwanzig Jahren.

Einer aus dem Kreise sagte, man möchte den Herrn Pastor fragen, was die zweiundvierzig Monate bedeuteten. Aber dieser Vorschlag fand keinen Anklang. Man hatte eine heimliche Furcht vor des Herrn Pastors klarer Rede, und man wollte sich nicht sein mystisches Dunkel aufhellen lassen.

Jurgis, sagte Urte, du bist in Danzig gewesen und hast studiert, rede du.

Ich meine, sagte Jurgis, wartet! Dann wird euch der Geist Zeugnis geben, wenn die Zeit um ist. Und wenn nicht, dann nehmt die Faust und rückt den Zeiger an der Uhr. Ein Hund, der sich knechten läßt.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. In vieler Berichten wird dem Kaiser oder doch „einer autoritativen Persönlichkeit seiner Umgebung“ das Wort zugeschrieben, das über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich in der Nachtischunterhaltung im Kaiserlichen Jachtklub gefallen sei: „Der König von Preußen konnte allenfalls eine offensive Kabinettspolitik treiben, der Deutsche Kaiser kann das nicht.“ Der historische Grundgedanke dieses Ausspruchs kann nur der sein, daß sich Preußen zuerst seine Stellung in Deutschland hatte erkämpfen müssen und dann dem unter seiner Führung geeinten Deutschland seine Stellung in der Welt. Nur insofern kann von einer „offensiven Kabinettspolitik“ die Rede sein. Schon 1870 war die preußische Politik nicht mehr offensiv, sondern nur en vedette gegenüber den in Frankreich vorhandenen offensiven Tendenzen. Von dem Augenblick an, wo die Einigung vollzogen war — im Nordbunde durch die Verfassung, nach Süden hin durch die Schutz- und Trutzverträge —, wurde aus der preußischen Politik der offensive Zug, der sie von 1862 bis 1866 beherrschte, ausgeschieden. Sie benutzte den Anlaß, den die luxemburgische Angelegenheit einer offensiven Politik geboten hätte, nicht, sie be-